

## **TAGUNGSBERICHT**

### **Museen in der multikulturellen Gesellschaft**

**Jahrestagung des International Committee for Museums and Collections of Archeology and History ([ICMAH](#)), Fort de France / Martinique, 19. - 23. Mai 2003**

**Tagungsbericht von Dr. Rosmarie Beier-de Haan  
Deutsches Historisches Museum, Berlin**

Die diesjährige Tagung des ICOM-Fachkomitees für die archäologischen und historischen Museen und Sammlungen, ICMAH, fand an einem Ort statt, der selbst für kosmopolitisch erfahrene Museumsreisende ungewöhnlich war: auf der Karibikinsel Martinique. Ambiente und Flair der palmengesäumten und mit Zuckerrohrfeldern überzogenen tropischen Insel werden gemeinhin eher mit Urlaub und Relaxen als mit einer wissenschaftlichen Tagung assoziiert. Wahrscheinlich war es etlichen Anreisenden im Vorfeld der Tagung deshalb ähnlich ergangen wie dem französischen ICMAH-Präsidenten Jean-Yves Marin (Musée de Normandie): Er erzählte bei der Begrüßung der rund 80 Tagungsteilnehmer aus der Karibik, Afrika, Amerika und Europa, dass Kollegen erstaunt nachgefragt hätten, ob es denn überhaupt Museen auf Martinique gebe.

Marin charakterisierte in seiner Eröffnungsrede den Zusammenhang zwischen Tourismus und Kultur als ein zentrales Zukunftsthema auch für die Museen. Um aus dem Schatten eben dieses Tourismus herauszutreten, hatte die Generaldirektorin der Museen Martinique, Lyne Rose Beuze, bereits auf der ICOM-Generalkonferenz 2001 in Barcelona sehr engagiert für die Teilnahme an der ICMAH-Tagung auf ihrer Insel geworben. Und bereits das von ihr gewählte Tagungsthema "Musées et Métissage. Museums and Multi-Ethnicity" deutet an, dass in der Karibik hinter der schönen Oberfläche von Palmen, Strand und kreolischer Küche kulturelle Gegenwartsprobleme liegen, die auch die Museen herausfordern und auf die die Tagung Antworten geben wollte.

Hatte sich die ein Jahr zuvor, 2002, in Budapest durchgeführte ICMAH-Tagung "Up-to-date Museums in Historic Buildings. Restoration, Conservation and Display of Stone Monuments from the Roman and Medieval Ages" dem aktuellen Umgang mit historischer Bausubstanz zugewandt, so setzte das Thema der diesjährigen Tagung explizit an den Aufgaben und

Möglichkeiten von Museen in den Gesellschaften unserer Gegenwart an. Wie gehen Museen mit der Multi-Ethnizität einer Gesellschaft um? Welchen Beitrag können sie dazu leisten, die Frage nach der Identität einer Bevölkerung zu beantworten, die sich - zugespitzt formuliert - zwischen kolonialer Vergangenheit und touristischen Erwartungen bewegt? Nur auf den ersten Blick betraf dieses Thema allein die karibischen Inseln. Wie die zahlreichen Vorträge deutlich machen sollten, ist es für afrikanische und amerikanische Gesellschaften in gleichem Maße relevant. Und auf einer allgemeineren Ebene traf sich das Tagungsthema mit den Fragestellungen der europäischen Museen, ja der Museen weltweit, die um den angemessenen Umgang mit der Fülle der Kulturen, der Identitäten ringen.

Die Frage nach der adäquaten Darstellung der Multi-Ethnizität ist für Martinique eine virulente, ist die ethno-kulturelle Herkunft und Identität ihrer Bewohner doch überaus heterogen, bisweilen disparat. Als Teil der Inselgruppe der Kleinen Antillen, zwischen dem französischen Dominica und dem zum britischen Commonwealth gehörenden St. Lucia gelegen, nur 440 Kilometer von der Küste Südamerikas entfernt, gehört Martinique zum ungleich weiter, nämlich etwa 7000 km entfernten Frankreich. Seit 1982 besitzt die Insel, deren Kolonisierung durch Frankreich bis ins frühe 17. Jahrhundert zurück geht, einen eigenen "Conseil Régional" und hat damit weiter gehende Rechte gegenüber der französischen Zentralregierung.

Als "multi-faced and multi-culturel" kennzeichnete der Tagungsreader die Einwohner. Und tatsächlich sieht man auf den französischen Karibikinseln - im Unterschied zu den strikt in weiß und schwarz geschiedenen britischen Inseln - eine beeindruckende Vielfalt an Mischungen und Abstufungen zwischen Weiß und Schwarz. Martiniques Bevölkerung ist eine Mischung aus den Nachfahren indianischer Ureinwohner, schwarzer Sklaven, weißer Europäer, von Indern, Chinesen und Arabern, die nach dem Ende der Sklaverei als Arbeitskräfte auf die Insel kamen. Dieses Vielerlei sollte aber nicht darüber hinweg täuschen, dass diese "métissage" keineswegs eine gleichwertige multikulturelle Gesellschaft hervorgebracht habe. Wie die aus Guadeloupe angereiste Tagungsdolmetscherin Stéphanie James - selbst eine "métisse" mit einer "weißen" Mutter aus dem französischen Metz und einem "schwarzen" Vater - offen erzählte, sei es für eine Karriere immer noch zentral, möglichst "weiß" auszusehen. Und karibische Familien, in denen die Kinder derselben Eltern große äußerliche Unterschiede aufweisen könnten, würden häufig diejenigen ihrer Kinder am meisten schulisch und beruflich fördern, die "am weißesten" aussähen.

Aus diesem ambivalenten Verhältnis der Kulturen heraus schöpfte sich das Thema der Tagung, deren Teilnehmerschaft selbst multi-ethnisch zusammengesetzt war. In seinem Grundsatz-Vortrag spürte Fernando Manzambi Vuvu, ehemaliger Minister für Kultur in Angola und derzeit an der Universität von Porto tätig, dem Zusammenhang von kulturellem Austausch und Objektwelten nach. Er sprach von "objets métissés", also von Gegenständen, die Ausdruck einer Mischkultur sind, und präsentierte als Beispiel ein Kruzifix aus dem Zeit um 1700, das bei traditionellen Stammesfeiern in Angola bis in die jüngste Vergangenheit verwandt wurde. Vuvus Versuch, eine Geschichte der kulturellen Begegnungen jenseits der Kolonialgeschichte auszumachen, war stark geprägt durch Begriffe wie "Assimilation", "Akkulturation" oder "Synkretismus" und verriet damit seine Herkunft aus den "Colonial Studies". Gegen seinen Vortrag (und damit auch gegen diesen in den letzten Jahren gleichsam in Mode gekommenen Forschungsansatz) wurde in der Diskussion kritisch eingewandt, dass es nicht darum gehen könne, einen neuen Mythos herrschaftsfreien kulturellen Austausches zu konstruieren, sondern dass die Frage nach den Herrschaftsverhältnissen, nach "oben und unten", immer mit einbezogen werden müsse.

Larry Armony von der Brimstone Hill Fortress National Park Society auf der kleinen Karibikinsel St. Kitts griff am Beispiel des von Sklaven erbauten Forts Brimstone Hill die Frage nach der karibischen Identität auf. Armony beschrieb anschaulich, wie im "The Island Magazine", einem internationalen Hochglanzmagazin über die Inseln dieser Welt, einmal auch St. Kitts Erwähnung gefunden habe. Dabei sei jedoch nur der Freizeit- und Touristikwert der Insel dargestellt worden. Unerwähnt sei geblieben, dass die Bevölkerung mehrheitlich aus Schwarzen bestehe - diese blieben denn auch auf den Abbildungen unsichtbar. Nach diesem Einstieg wandte Armony sich dem heute als Weltkulturerbe geschützten Fort Brimstone Hill zu. Das Fort, in hundertjähriger Arbeit von schwarzen Sklaven errichtet, war 1782 von einer Übermacht französischer Soldaten belagert worden. Die zahlenmäßig weit unterlegenen britischen Truppen hatten sich jedoch erst nach hunderttägiger Belagerung ergeben. Es war sehr lange diese heroische Geschichte aus der Zeit der Kämpfe der karibischen Kolonialmächte, die an dem heute von vielen Touristen aufgesuchten Ort erzählt wurde, nicht jedoch die Geschichte der Schwarzen. Daran knüpfte Armony die allgemeine Frage, ob Museen die Kultur holistisch, also ganzheitlich und umfassend darstellen oder ob sie sie nicht vielmehr fragmentieren. Sein Credo lautete: "There ist a caribbean culture". Multi-Ethnizität bringe métissage, Vermischung hervor, und diese sei ein gemeinsames Fundament für Gegenwart und Zukunft.

Die erste Ausstellung im Fort Brimstone Hill, die in diesem Sinne wirken wollte, trug den bezeichnenden Titel "The Physis of our People". Es ging, so Armony, zunächst einmal darum, Multi-Ethnizität überhaupt anzuerkennen. Das dürfte in den ehemals britischen Kolonien in der Karibik sicher ungleich schwieriger sein als in den französischen, galt in den britischen doch bis in die jüngste Gegenwart ein (informelles) Gebot der "Rassentrennung". Weiße und Schwarze leben auch heute noch voneinander separiert.

Diana Baird N'Diaye, aus dem Senegal gebürtig und an der Smithsonian Institution Washington tätig, stellte an den Anfang ihres Vortrages mit dem schönen Titel "Unlike objects, artists talk back" eine afrikanische Geschichte, in der ein Objekt zu einem Menschen spricht. Da dies im wirklichen Leben nicht passiere, müsse Museumsarbeit andere Wege suchen. N'Diaye präsentierte ein Video des vom Center for Folklife & Cultural Heritage organisierten "Smithsonian Folklife Festival", das alljährlich auf der Washingtoner Mall stattfindet, und stellte an diesem Beispiel die These auf, dass im Museumskontext Multi-Ethnizität nur adäquat präsentiert werden könne, wenn sich die Paradigmen verschöben: Es gehe darum, die kulturelle Diversität und Fülle lebendig werden zu lassen und sie nicht allein über Objekte zu vermitteln.

Sheila Walker, Professorin am Women's Research and Resource Center des Spellman College Atlanta, wählte einen für die Teilnehmer überraschenden Vortragseinstieg: Sie sang das Spiritual "Steal away to Jesus". Am Beispiel dieses Liedes führte sie dann aus, dass sich unter der christlichen Oberfläche der Sklavenmusik oft eine andere, geheime Botschaft verbarg, nämlich die, bald zu fliehen - nicht zu Jesus, sondern in die Freiheit. Die doppelte Sprach- und bisweilen auch Existenzführung, die Verschleierung, die äußerliche Anpassung ebenso wie Flucht und Verstecken waren denn auch das Thema ihres spannenden und exzellent präsentierten Vortrags - alles Aspekte, die nach Walker viel zu wenig die Sicht auf die Geschichte der amerikanischen Sklaven geprägt hätten. Um den Blickwechsel auf deren Geschichte aus ihrer Perspektive zu signalisieren, weigert sich Walker inzwischen auch, von Sklaven zu sprechen, sondern verwendet den Begriff der "Versklavten".

Abdoulaye Camara, Musée historique de Gorée / Senegal, sprach über die im Rahmen von ICMAH bestehende Internationale Arbeitsgruppe "The Slavery Route" (siehe dazu auch: <http://www.icmah.com>). Sie befasst sich mit der Geschichte des Dreieckshandels zwischen Europa (Waren und Waffen), Afrika (Sklaven) und Amerika (Zuckerrohr und andere Erzeugnisse) und will Partnerschaften und Austausch zwischen Museen und anderen

Einrichtungen befördern. Zugleich geht es ihr darum, Gedächtnisorte des Sklavenhandels ins Bewusstsein zu bringen - wie etwa die senegalesische Insel Gorée, die ein bedeutender Umschlagplatz in diesem Handelsgeflecht war. Ein konkretes Beispiel für die Tätigkeit der Arbeitsgruppe lieferte Lyne Rose Beuze, die Tagungsverantwortliche. Sie präsentierte die von ihr aufgesuchte Bibliothek der "Pères du St. Esprit" in Port-au-Prince/Haiti, die mit rund 15.000 Dokumenten eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte des Sklavenhandels im 18. Jahrhundert darstellt.

Die kanadische Wissenschaftlerin Jan Marontate von der University of Acadia/Nova Scotia verschränkte in ihrem Vortrag "For a Multicultural Future: The Preservation of the Heritage of the Black Loyalists in Nova Scotia" Museumstheorie und ein Fallbeispiel eindrucksvoll miteinander. Sie beschrieb zunächst die Bemühungen der Nachkommen der "Black Loyalists", ihren Vorfahren ein Museum zu errichten. Diese Black Loyalists waren schwarze Soldaten der britischen Armee im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, die für ihren Kampfeinsatz die Freiheit erhalten hatten und in das heutige Kanada geschickt worden waren. Die Geschichte dieser mehr als 3.500 schwarzen Kanadier hat kaum Spuren hinterlassen, verdinglichte schon gar nicht. So mussten die Beteiligten, eine multikulturelle Initiativgruppe, auf Biographieforschung ausweichen. Deren Ergebnisse bilden nun das Zentrum einer Einrichtung, die eigentlich kaum noch Museum genannt werden kann. Marontate knüpfte daran die Überlegung, dass ohne die Dinge, ohne die materielle Kultur einem Museum auch im Zeitalter von Medien und Inszenierung das wesentliche Fundament fehle. An ihrem Fallbeispiel, das sie immer wieder mit theoretischen Überlegungen verknüpfte, veranschaulichte sie, dass Museen heute als Mediatoren, als Teil eines Netzwerkes interpretiert werden können. In diesem agieren die Museen aktiv und können als kulturelle Agenten Identitätsbildungen unterstützen und verstärken.

Kevin Farmer, Kurator für Geschichte und Archäologie vom "Barbados Museum and Historical Society", führte in seinem Beitrag "Caribbean Museums: The Politics of Multi-Ethnicity" aus, dass Nationalismus die Konstruktion von "Westindien" ebenso hervorgebracht habe wie die Idee eines "schwarzen Nationalstaates". Von solchen Konstruktionen müsse man sich lösen. Die Zeit sei reif für eine andere Interpretation der fünfhundertjährigen Kolonialgeschichte. Karibische Museen müssten einen integrierten Standpunkt entwickeln, in dem die Kultur aller Ethnien und ihre Vermischung enthalten sei. Die Museen müssten in gewisser Weise selbst dekolonisiert werden, müssten der Ort der multiple voices werden. Die

Realität sehe - so Farmer - anders aus: So werden die Museen auf Barbados heute noch mehrheitlich von Weißen besucht.

Zugleich hob Farmer hervor, dass über der Präsentation von zumeist archäologischen Funden und Sammlungen zu den karibischen Ureinwohnern (den Arawak) zumeist vergessen werden, dass ihre Nachkommen noch heute lebten - wenngleich als dezimierte und marginalisierte Randgruppe. In den karibischen Museen jedoch seien sie zu "den Anderen" gemacht worden, erschienen als ausgestorbene Ethnie. Dies war den Tagungsteilnehmern bei einem Museumsbesuch im Musée Départemental d'Archéologie Précolombienne in Fort de France bereits evident geworden: Die Arawak waren hier lediglich eine historische Größe, einen Hinweis auf die Gegenwart gab es nicht.

Mein eigener Tagungsbeitrag galt der Vorstellung der neuen ICMAH-Arbeitsgruppe "Jenseits der Dinge. Das Ausstellen und das Immaterielle", die ich zusammen mit Marie-Paule Jungblut vom Musée d'Histoire de la Ville de Luxembourg auf der ICOM-Generalkonferenz 2001 in Barcelona initiiert habe (mehr dazu unter: <http://www.icmah.com>). Der Ansatz, die immaterielle Dimension der Dinge, also ihre kulturelle und historische Rekontextualisierung, systematischer zu erfassen und zu beschreiben, traf sich mit dem Tagungsansatz und den Bedürfnissen der Tagungsteilnehmer, die Objektwelt und die kulturelle Deutung der Gegenwart in ein konstruktives Verhältnis zueinander zu setzen.

Abschließend sei noch einmal hervorgehoben, dass die überaus engagierten Mitarbeiterinnen der Museen Martinique die Tagung exzellent vorbereitet und durchgeführt haben. Dass Lyne-Rose Beuze, die Leiterin der Musées Régionaux de Martinique, die Tagungsteilnehmer persönlich am Flughafen verabschiedete, war ein letztes beeindruckendes Zeugnis karibischer Gastfreundschaft. Als die Konferenzgäste auseinander gingen, waren sich alle darin einig, dass dies eine der anregendsten und reflektiertesten ICMAH-Tagungen überhaupt gewesen sei. Es ist zu wünschen, dass das hohe Niveau der Darstellung und die konstruktiv-kritische Reflektion des eigenen Tuns auch die nächsten Treffen (2004 auf der ICOM-Generalkonferenz in Seoul und 2005 im oberitalienischen Aosta) kennzeichnen.

Dr. Rosmarie Beier-de Haan

Deutsches Historisches Museum, Berlin